

12 SelbstmörderInnen

Den Selbstmord des französischen Karikaturisten **Jean Bosc** erwähnt *Brockhaus* immerhin in Klammern. Der namhafte und vermutlich alles andere als bitterarme Künstler brachte sich vor gut 50 Jahren, am 3. Mai 1973, mit 48 um. Näheres von Boscs Beweggründen und seiner Vorgehensweise wissen (angeblich) weder das Universallexikon noch das Internet. Es gibt natürlich passende Aussprüche von ihm, die seine Wut über die Vereinnahmung und Verflachung aller Gesellschaftskritik bezeugen. Aber ich wäre auch nicht verblüfft, wenn ihn seine Familie angeödet oder ein Tumor gezwackt hätte. Einige Quellen sprechen von einer »chronischen Erschöpfung«, die Bosc seit seiner Soldatenzeit zugesetzt habe. Man darf spekulieren.

Täusche ich mich nicht, hatte sich der Künstler gern über die Absurditäten unseres Lebenswandels lustig gemacht, Militärparaden, Ehebünde und Knollennasen eingeschlossen. Seine Hauptleidenschaft, das Karikieren, nahm er offenbar nicht aus, denn er sagte einmal, sein Erfolg als Zeichner beruhe auf dem Umstand, gar nicht zeichnen zu können. Irgendwie scheint er seine »Masche« aber gefunden zu haben. Mag uns über den Weg laufen, was will, bemerkte Boscs Landsmann Alain wiederholt, wir bleiben immer der eigenartige Zeitgenosse, der ein Huhn in Fuchsfleisch verwandelt. Die Einflüsse können zufällig, abseitig und belanglos bis zur Lächerlichkeit sein; sofern sie uns aus oft unerfindlichen Gründen kitzeln, erheben wir sie auf das Niveau unserer angeblichen Persönlichkeit.

In meiner Stadtrandgegend stapfen einige o-beinige Zeitgenossen umher, die ihr Glück vor allem auf Pferderücken finden. Sie striegeln ihre Apfelschimmel inbrünstiger als ihre Ehegatten und können sich über einen verrenkten Huf ihres Lieblings schier das Herz brechen. Einen Billardstock, auch Queue genannt, nähmen sie noch nicht einmal geschenkt, um ihn als Querstange im Koppeltor oder wenigstens als Zaunlatte zu verwenden. Für den leidenschaftlichen Snookerspieler wiederum stellt sein gedrechselter Stock mit der Lederkuppe die Seele der Welt dar. Schmiegt er das Kinn an ihn, vergißt er seinen heute so genannten Lebenspartner, falls er einen hat. Andere liegen stundenlang im Röhricht auf der Lauer, um einen Fischadler oder den Großen Brachvogel ins Fernglas zu bekommen. Meine Freundin Marion kann über erstklassig gearbeiteten »Schwalbenschwänzen« in Entzücken geraten, denn sie ist gelernte Tischlerin. Diese gesägte oder gestemmte Verzahnung verbindet Schubladen- oder Stuhlteile wackelfester als jeder CO²-freie 5-Komponenten-Leim.

Jene Zufällig- oder Abseitigkeit kann die Besessenen in der Regel keineswegs daran hindern, »ihr Ding« meilenweit über das fremde Ding zu stellen. Das fremde Ding wird belächelt, verachtet, wenn nicht gar gehaßt. Da ist es »natürlich« nicht weit bis Indochina, wo sich Bosc, bis dahin Schlosser, als junger französischer Soldat die falschen Abwehrkräfte einfing – gegen Machtgelüste aller Art. Zu Boscs liebsten Feindbildern zählte sein hochgewachsener einstiger Staatspräsident General de Gaulle. Doch was hätte er erst zum Hochmut des aalglatten Emmanuel Macron gesagt? Nun ja, es ist egal, denn die Pappnasen gehen, die Posten bleiben.

∞ Verfaßt 2024

Der Franzose **Guy Debord** (1931–94) war eher Geistesarbeiter. Hier und dort wird er sogar als »Philosoph« ausgegeben. Jedenfalls war er Häuptling der sogenannten *Situationalistischen Internationale* gewesen, die starken Einfluß in der Studentenbewegung der 1960er Jahre besessen hatte. Sein Pamphlet *Die Gesellschaft des Spektakels*, ursprünglich 1967 erschienen, wurde bald zum »Kultbuch« erhoben, zumal nachdem es (1971) von Gérard Lebovici wieder aufgelegt worden war, ein enger Freund und Gönner Debords. Durch ihn geriet der Geförderte aber noch in eine böse Klemme. Man fand den 51jährigen Verleger und Veranstalter an einem Märztag des Jahres 1984 zusammengesunken am Steuer seines in einem Parkhaus an der *Avenue Foch* abgestellten Wagens – tot. Er wies ein paar Einschußlöcher im Nacken auf, konnte sich also schlecht selbst umgebracht haben. Die Presse hatte für Wochen ihre Sensation und spekulierte das Blaue vom Pariser Himmel herunter.

Dabei wurde auch Lebovici's Kumpel Guy Debord als möglicher, ja sogar wahrscheinlicher Täter gehandelt. Nun führte der »Philosoph« Prozesse, in denen alle Unterstellungen oder Verleumdungen restlos entkräftet wurden. Die Beklagten mußten Debord Schadenersatz und sogar Anzeigen mit dem Gerichtsurteil in vier Zeitungen seiner Wahl bezahlen. Im übrigen gab es noch zahlreiche andere Theorien über die TäterInnen oder Hintermänner, wie immer. Auch *CIA* und *KGB* mußten herhalten. Unter Linken war verständlicherweise die Annahme verbreitet, Lebovici sei Opfer von Polizeioffizieren oder -agenten geworden, die ihm seine Nähe zu Jaques Mesrine nie verzeihen konnten. Nach dem gewaltsamen Tod des 42jährigen prominenten Bankräubers und Ausbrecherkönigs – die staatlichen »Sicherheitskräfte« hatten ihm (1979) eine Falle gestellt und ihn zuletzt geradezu durchsiebt, statt ihn ordnungsgemäß festzunehmen – hatte der Verleger sogar dessen Tochter Sabrina adoptiert, und später brachte er auch Mesrines Memoiren heraus.

Sollte jene Annahme zutreffen, wäre die Tatsache, daß der Mordfall Lebovici bis heute ungeklärt blieb, nicht weiter verwunderlich. Vermutlich wurde emsig vertuscht.

Das Ende von Guy Debord fällt hier nicht sonderlich heraus. Nach der Ermordung seines Verlegers und der Verleumdungskampagne der Rechten oder der Neider – denn beide »linken« Häuptlinge hatten viel Aufsehen erregt und viel Geld verdient – zog sich der 1931 geborene Debord auf ein Dorf in der Auvergne zurück, wo er noch 10 Jahre soff wie zuvor und sich dabei vermutlich zu Tode grämte. 1994, mit 62, brachte er sich um. Da er dies sehr gekonnt durch einen Schuß ins Herz vorgenommen haben soll, hatten jene Verdächtigungen, er hätte durchaus das Zeug zum Mörder gehabt, vorübergehend wieder neue Nahrung.

Wolfgang Döblin (1915–40), Mathematiker und Schriftstellersohn. Die Phänomene Zufall und Wahrscheinlichkeit werden tagein tagaus als Beruhigungspillen oder Schreckgespenster verabreicht. Sie werden auch gern des langen und des breiten erörtert, obwohl sie meines Erachtens von keinem Sterblichen wirklich verstanden werden können. Arthur Koestler stimmte mir vor Jahrzehnten zu.* Die Gesetze der Wahrscheinlichkeit, die in den Naturwissenschaften die Kausalität abgelöst hätten, funktionierten zwar – wie jeder Physiker, jede Versicherungsgesellschaft oder jeder Croupier bezeugen könnte – doch sei niemand imstande zu erklären, wie und warum sie funktionieren. Der große Mathematiker Johann von Neumann habe sie einmal *schwarze Magie* genannt. »Dabei können wir es belassen.«

Vielleicht darf ich gleichwohl hinzufügen, daß sie vielen inbrünstig Hoffenden oder Bangenden eine Berechenbarkeit vorspiegeln, die es unmöglich geben kann. Der Fluggast etwa beruhigt sich gern mit Statistik. Heute kommen bei Flugreisen jährlich weltweit im Schnitt »nur« 1.000 Leute um – ein magerer Ortsteil von Waltershausen. Bei mehr als vier Milliarden Fluggästen im Jahr liege das Risiko, bei einem Absturz zu sterben, bei rund 0,00001 Prozent, lesen wir etwa im Ratgeber *Die Zeit* am 10. Juni 2009. O welche Augenwischerei! Wer das Risiko für den Einzelnen wirklich berechnen wollte, müßte selbstverständlich wissen, nach welchen Gesetzen der Zufall verfährt – ein schwarzer Schimmel. Den Zufall interessiert die Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht die Bohne. Das betrifft erst recht solche Unfälle, in denen »Wahrscheinlichkeiten« der Sorte »persönliche Disposition für eine rheumatische Erkrankung« oder »schlechter Ruf der Fluggesellschaft Gurke, die nur Wracks betreibt«, nicht oder kaum im Spiel sind. Niemand kann erklären, warum es

den regelmäßigen Fluggast A. erst in 20 Jahren oder nie erwischt, B. dagegen schon bei seiner Jungfernfahrt.

Eine Bemerkung des polnischen Schriftstellers Henryk Sienkiewicz in seinen hochkarätigen *Briefen aus Amerika* dürfte in dieselbe Richtung zielen. Im Sommer 1876 liebäugelt er mit der Bärenjagd und besucht zunächst einen kalifornischen Squatter, der in seinem abgeschiedenen Gebirgstal gerade an einem »richtigen« Blockhaus baut. Die erste Nacht in der Wildnis habe doch arg an seinen Nerven gezerrt, können Sienkiewicz' Landsleute in einer Warschauer Zeitung lesen. Jedes Rascheln schien ihm Skorpion oder Klaperschlange, jedes Fauchen Luchs oder Puma anzukündigen. Mit dem jähen Auftauchen eines funkelnden Augenpaares über der erst hüfthohen Hauswand rechnend, starrte er von seinem Hobelspänenlager aus, statt zu schlafen, Löcher in die Dunkelheit. »Vielleicht passierte das in tausend Nächten nicht, dennoch konnte es in einer geschehen. Wer garantierte mir, daß diese eine nicht gerade angebrochen war?«

Wolfgang Döblin jagte nicht; er zählte eher zum Wild. Als Sohn des bekannten Schriftstellers Alfred Döblin war er zwangsläufig Jude. Er verstand sich außerdem als Sozialist – in erster Linie jedoch als Mathematiker, wobei er sich just der Wahrscheinlichkeitstheorie verschrieben hatte. In ihr soll er, trotz seiner Jugend, Erstaunliches geleistet haben. Dem Faschismus gemeinsam mit Eltern und Geschwistern über Zürich nach Paris entronnen, studierte er ab 1933 Mathematik und Physik an der *Sorbonne*. Zudem arbeitete er mit dem angesehenen Wahrscheinlichkeitstheoretiker Paul Lévy von der *École Polytechnique*, der ohnehin mit seinem Vater befreundet war. Kaum hatte Wolfgang Döblin 1938 (mit 23 Jahren!) seinen Doktor gemacht, rief das Militär, weil seine Familie inzwischen (1936) eingebürgert worden war. Und beim Wehrdienst holte ihn der Faschismus ein. Im Kampf an der Saar-Front errang Döblin, der als eher insichgekehrter Mensch beschrieben wird, sogar eine Auszeichnung. Doch im Juni 1940 wurde seine Einheit in den Ardennen oder Vogesen aufgerieben. Da die Kapitulation Frankreichs, nach den vorhandenen Informationen, unmittelbar bevorstand, trennte sich der 25jährige Döblin von seinen Kameraden und versteckte sich auf einem Bauernhof im lothringischen Dorf Housseras. Aber eben hier traf kurz darauf eine deutsche Vorhut ein, wie er, vielleicht von einem Heuboden aus, beobachten konnte.

Sicher war natürlich nichts. Solange Menschen im Spiel sind, bleibt immer ein Türchen für Ausnahmen von der Regel oder einfach nur für glückliche Zufälle offen. Dennoch war eine Gefangennahme und Folter durch die deutschen Eindringlinge ziemlich wahrscheinlich. So machte der junge Mathematiker eine frühere Ankündigung wahr und erschoss sich in der Scheune des besagten Bauernhofs.

Pikanterweise zogen es seine Eltern im selben Sommer vor, Richtung Lissabon und von dort aus in die USA zu flüchten. Die Mittel dazu hatten sie offensichtlich. Und später hatten sie, Marc Petit zufolge (2005)**, ein schlechtes Gewissen. Sie sollen erst in den Staaten erfahren haben, daß ihr Sohn Wolfgang schon gar nicht mehr kämpfte. Weil er unter der lothringschen Erde lag. Petit behauptet, dieser Gewissenskonflikt sei auch in Alfred Döblins letzten Roman *Hamlet oder die lange Nacht nimmt kein Ende* eingeflossen. Die Hauptfigur Edward habe Ähnlichkeit mit Wolfgang. Etwas später, 1957, sah sich der tote Sohn auf dem Friedhof von Housseras just von seinen gleichfalls verstorbenen Eltern Alfred und Erna flankiert. Sie wurden neben ihm begraben.

Es ist ein seltsamer Akt der Wiedergutmachung. Stephan Döblin, jüngstes Kind des Ehepaars, bestätigte Petits Feststellung von den Schuldgefühlen der Eltern vor einigen Jahren im Gespräch mit Christina Althen.*** Insbesondere der Vater habe ein schlechtes, ein kühles Verhältnis zu Wolfgang gehabt. Stephan glaubt, dieser Umstand habe die Entscheidung seines Bruder in jener Scheune, sich umzubringen, sozusagen begünstigt. Im übrigen macht Stephan, geboren 1926, keinen Hehl daraus: die Ehe seiner Eltern war seit vielen Jahren zerrüttet. Der berühmte Schriftsteller hatte eine dauerhafte Geliebte, das fand seine Gattin Erna gar nicht lustig. Nachdem Alfred, der unter anderem an Parkinson litt, in einer Schwarzwaldklinik gestorben war, habe sich die Witwe sogar geweigert, Dritte von seinem Ableben zu unterrichten. Die so gut wie unbesuchte Beerdigung sei ein Albtraum gewesen. Gleichwohl vergingen keine drei Monate, und Erna Döblin (1888–1957) machte es wie ihr Sohn Wolfgang: sie nahm sich, in Paris, das Leben, wenn auch »erst« mit knapp 70 Jahren. Näheres, die Gründe eingeschlossen, ist mir nicht bekannt.

∞ Verfaßt um 2015

* Arthur Koestler, *Die Armut der Psychologie*, deutsche Ausgabe Bern/München 1980, S. 270

** Laut Ursula Homann, »Wer war Wolfgang Döblin?«, *literaturkritik.de*, Januar 2007:

<https://literaturkritik.de/id/10323>

*** <https://www.fischerverlage.de/verlag/aktuelles/unsere-autorinnen-im-gespraech/interview-mit-stephan-doeblin-er-strebte-immer-nach>, (Berlin) November 2008

Im Gegensatz zu seinen marxistisch gestimmten Eltern war der Berliner liberale Psychologe **Karl Duncker**, geboren Anfang Februar 1903, eher unpolitisch. Ab 1936/38 Emigrant in England und den USA, wohnte er zuletzt wieder mit seiner geflüchteten Mutter Käte zusammen. Er starb 1940, erst 37 Jahre alt, diesmal Ende Februar. Heute wird er zu

den Kapazitäten der »Gestaltpsychologie« der Berliner Schule gezählt. Duncker galt als ausgesprochen begabt und fruchtbar, brachte es freilich, wohl wegen einiger Feindschaften gegen ihn und seine Arbeitsstelle, nie zu einem Lehrstuhl. Bis zu seiner Amtsenthebung im Sommer 1935 war er am Psychologischen Institut der Berliner Universität »nur« Assistent gewesen. Seine Habilitation wurde blockiert, obwohl er ausdrücklich versichert hatte, »nie Kommunist oder Sozialdemokrat« gewesen zu sein (Wendelborn S. 104). Zuletzt, ab 1938, hatte er sich, am US-*Swarthmore College* (bei Philadelphia, Pennsylvania), mit dem Posten »Instructor« zu bescheiden. Folgt man Sören Wendelborns gründlicher, wenn auch üblich fremdwortlastiger Studie*, hatten die Belange der beruflichen Laufbahn keinen unerheblichen Anteil an Duncckers Schritt, sich 1940 in einem Waldstück bei Baltimore zu erschießen. Ich nehme an, die nahe Großstadt im benachbarten Staat Maryland ist gemeint, wo sich Duncker nach Vermutung seiner Mutter zuvor die Schußwaffe besorgt hatte (S. 140). Man fand den Emigranten nebst »wirr« beschriftetem Zettel in seinem unter Bäumen geparkten Wagen. Für die Nachschlagewerke erfolgte sein Schritt aus der bekannten, alles und nichts sagenden »Depression« heraus.

Duncckers Eltern Käte und Hermann, beide Lehrer, waren stramme Kommunisten, versuchten jedoch, die politisch »neutrale«, vielleicht sogar »einfältige« Warte ihres ältesten Sohnes in Kauf zu nehmen. Bei der Mutter hatte er sogar einen dicken Stein im Brett. Man konnte zuweilen glauben, Karl sei ihr Liebhaber. Mit Hermann war sie eher unglücklich. Was ihren Liebling angeht, tat sich der mit anderen Frauen offensichtlich ziemlich schwer. Seine 1929 mit Gerda Naef geschlossene Ehe hielt keine drei Jahre lang (S. 37). Die wissenschaftliche Arbeit war ihm viel wichtiger. Man gewinnt den Eindruck, Duncckers geschlechtlichen Begierden seien entweder von Natur aus mager oder aber von ihm selber in eine Flasche eingekorkt gewesen, die er manchmal in sicherer Entfernung auf dem Wasser schwimmen ließ. Jedenfalls scheute er, obwohl als durchaus »charmant, liebenswürdig und gutaussehend« beschrieben (S. 34), Nähe. Wendelborns Material legt den Verdacht nahe, dafür sei Duncker einfach zu stolz, hochmütig, ja selbstverliebt gewesen. Es ist kein Widerspruch dazu, wenn er es auch wieder schätzte, zu leiden und Opfer zu sein. Bei seinem Ehrgeiz war er darauf aus, der »Welt seinen Stempel aufzudrücken«, wie Wendelborn formuliert (S. 40), doch seine Ängste und Arbeitsschwierigkeiten ließen ihn darin immer wieder stolpern. Er sei im Grunde ein Zerrissener, ein »Unentschiedener« gewesen, sagt Wendelborn (S. 206). Somit entbehrte er einer inneren Festigkeit, auf der man einigermaßen sicher stehen konnte. Das wäre ihm wohl zu beschränkt gewesen. Schließlich wünschte er *über* den Dingen zu stehen. Wahrscheinlich war es Karlchen nie vergönnt, den Größenwahnsinn des Kindes abzulegen. Entsprechend

behauptet Wendelborn, er habe sich nie ausreichend von seinen Eltern, zumal seiner Mutter, gelöst. Aber wem gelingt das schon.

Einem Brief der Mutter an ihren Gatten aus dem Todesmonat verdanken wir recht bündige Behauptungen über das Selbstmordmotiv. »Die Angst vor einem völligen Versagen seiner Arbeitskraft u. die Verzweiflung darüber; das Zusammentreffen unglücklicher Zufälligkeiten u. Umstände; der Wunsch Köhlers, ihm durch Stellung leichter Aufgaben zu helfen, was ihn nur noch mehr entmutigte (denn er meinte auch ihnen nicht mehr gewachsen zu sein) u. ihn demütigte; die Angst, dem College zur Last zu fallen; wohl auch die Verantwortung für uns beide – all das hat mitgewirkt, das Leben war einfach zu schwer für ihn.« (S. 140)

Ein Eingehen auf die von Wolfgang Köhler und Max Wertheimer geprägte »Gestaltpsychologie« bitte ich mir zu erlassen. Zum einen dürfte sie in solchen Problemfällen eine echt nebensächliche, zufällige Rolle spielen. Als Anfertiger bestimmter Gesundheitssandalen oder Erfinder eines neuen dreifach geschraubten Sprunges beim Eislaufen hätte Duncker die gleichen Probleme gehabt. Zum anderen gibt es ungefähr so viele psychologische, wahlweise philosophische Schulen, wie es spaltbare Haare auf einer gut durchbluteten Kopfhaut gibt. Sie alle teilen mit den Gesundheitssandalen und dem Eislaufsprung das Fruchtlöse und somit Überflüssige. Aber für die Karriere sind sie oft nützlich, und deshalb folgt Abzweig auf Abzweig auf Abzweig, bis man von der Wirklichkeit und der Wahrheit kein Fitzelchen mehr sieht.

Neben Schwester Hedwig, die Ärztin und steinalt wurde, hatte der Gestaltpsychologe noch einen jüngeren Bruder – der auch jünger umkam. Wolfgang Duncker (1909–42) trat in die Fußstapfen seiner Eltern, wurde kommunistischer Journalist, wohl speziell Filmkritiker. Nach Wendelborn war er vorwiegend für *Berlin am Morgen*, eine Tageszeitung aus dem »roten« Münzenberg-Konzern, tätig. Wohl 1935 traf Wolfgang (mit Gattin Erika) im Gelobten Land ein, in Moskau also, wo er als Schnittmeister (Cutter) gearbeitet haben soll. Allerdings sah er sich bald darauf verhaftet, angeblich wegen seiner Nähe zu Bucharin. Er soll mit 33 vor »Entkräftung« im Gulag von Workuta, Nähe Nordmeer, gestorben sein. Frau und Sohn überlebten. Vermutlich bewog das über Jahre hinweg ungewisse Schicksal ihres Jüngsten die Mutter Käte Duncker mit dazu, sich nach dem Krieg in der DDR von der *SED* fern zu halten.

Unter »Krones« führt *Brockhaus* lediglich die österreichische Schauspielerin Therese Krones an, die 1830 bereits mit 29 Jahren einer, laut Internetquellen, »kurzen, schweren Krankheit« erlag. Ganz Wien soll ihr zu Füßen gelegen haben. Obwohl ich mir aus Schauspielern und Politikern ähnlich wenig mache, möchte ich bei dieser Gelegenheit an Thereses Landsmännin **Hilde Krones** (1910–48) erinnern.

Möglicherweise sah diese Krones nicht ganz so hinreißend aus wie Therese. Zwei Fotos haben sich mir eingeprägt. Da marschieren derb gekleidete, mit Spitzhacken oder Schaufeln bewaffnete WienerInnen zum Wiederaufbau. Der hohe Frauenanteil verblüfft – falls man das Jahr der Aufnahme nicht kennt: 1945. In der vordersten Viererreihe ausschließlich Frauen. Sie scheinen guter Stimmung zu sein, trotz ihrer aus den Schuhschäften lugenden Wollsocken, die nicht gerade der Pariser Vorkriegsmode entsprechen. Hilde Krones, Mitte 30, halbrechts, lacht ebenfalls. Ja, noch lacht sie. Hier wirkt sie recht hochgewachsen und eher schlank. Das wäre vielleicht die richtige Freundin für mich gewesen. Aber damals war ich noch gar nicht auf der Welt. Unverkennbar sind Hildes großer Mund, die kräftigen Zähne und die leicht slawischen Wangenknochen. Im ganzen könnte man ihr Gesicht knuffig nennen. Das sieht man dann auch auf dem zweiten, diesmal undatierten Foto. Die Frau um 30 lehnt lachend in einer Haustür. Sehr witzig finde ich ihr bauschiges, zweifarbig längsgestreiftes Kleid. Hier wirkt Krones eher ungesetzt, dabei recht drall und breithüftig. Kinder hatte sie übrigens nie, zu ihrem Bedauern. Die Gründe der Kinderlosigkeit sind mir allerdings nicht ganz klar geworden. Mindestens zwei Väter wären jedenfalls zur Hand gewesen.

Hilde Krones selber war die Tochter einer Hausfrau und eines Bäckergehilfen. Der Vater starb, als sie 14 war – warum, verrät keiner. Die Tochter durfte, nun unter Mühen der notgedrungen berufstätigen Mutter, die Wiener Handelsakademie besuchen. Sie wurde zunächst Kaufmännische Angestellte, rasch auch Politikerin. Sie galt als rhetorisch begabt. Aus der sozialistischen Jugendbewegung kommend, zählte sie zum linken Flügel der österreichischen Sozialdemokratie (*SPÖ*). Krones hatte sich im Faschismus an der Untergrundarbeit beteiligt und war zuletzt, nach dem Krieg, sogar Abgeordnete des demokratischen Nationalrates (des österreichischen Parlaments) geworden. Das konnte sie freilich nicht daran hindern, sich (1948) mit 38 Jahren umzubringen – wie in der Regel angenommen wird. Warum tat sie das? Immerhin hatte sie sich selber einmal ausdrücklich als Kämpferin bezeichnet. Sie half gern, sie war ehrgeizig, sie wollte eine bessere, eine gerechte Welt. Jetzt hatte sie den Tod gewollt – falls sie nicht insgeheim darauf hoffte, vielleicht noch rechtzeitig gefunden zu werden.

Soweit ich sehe, hatte Krones zwei wesentliche Leidenschaften: die Politik und die Geschlechterliebe. Und man darf wohl vermuten, beide waren ihr überlegen und brachen ihr im Verein das Genick. Nehmen wir zunächst die politische Lage. Schon die war sicherlich für jede Verzweiflung gut. Auf einer *SPÖ*-Webseite* heißt es dazu erstaunlich offenerzig, »angeführt vom damaligen Innenminister Oskar Helmer [*SPÖ*]« sei gegen Hilde Krones und ihre Gruppe (um die Zeitschrift *Kämpfer*) »wegen angeblicher ideologischer Nähe zur *KPÖ* eine persönliche Diffamierungskampagne betrieben« worden. Doris Ingrisch** hebt auch den Chefredakteur der sozialdemokratischen *Arbeiter-Zeitung* Oscar Pollak hervor, über den anscheinend so manche verleumderischen Angriffe gegen die Opposition liefen. Krones' Mitstreiter Erwin Scharf wurde Anfang 1948 sogar aus seinem Amt im Parteisekretariat entfernt. Er hatte sich öffentlich gegen den Schmusekurs der *SPÖ* verwahrt und ging dann auch bald zur *KPÖ*. Krones ist zerrissen, ihre Gruppe zerfällt. Auch Ingrisch versichert, die kapitalfreundlichen *SPÖ*-Bosse hätten damals »Gerüchte in Umlauf gesetzt, die schließlich bis zum Rufmord reichten« und damit Krones politische Ehrbarkeit in Frage stellten. Mitte Dezember 1948 wunderten sich Freunde von Krones darüber, sie schon seit zwei Tagen nicht mehr gesehen zu haben, und suchten deren Wohnung auf. Die Wohnung war eiskalt. Die 38jährige lag bewußtlos in ihrem Bett. Im Krankenhaus starb sie. Die Ärzte sprachen von Schlafmittelvergiftung und Lungenentzündung. Ein Abschiedsbrief wurde, laut Ingrisch, nicht gefunden.

Einen gewissen Franz Krones habe ich bislang vernachlässigt – das ist der Einfluß des befremdlichen Eintrages über Hilde Krones bei *Wikipedia*. Die Ehe der gebürtigen Hilde Handl kommt dort nicht vor. Sie hatte sich 1939 mit dem Ingenieur für Elektrotechnik und Gesinnungsgenossen Franz Krones verheiratet. Er wird bald einberufen. Laut Briefen liebt und vermißt Hilde ihn glühend, und er kehrt sogar schon 1945 aus der Gefangenschaft heim – um nun den Rivalen und Genossen Erwin Scharf zu ertragen. Hilde hat sich in ihn verliebt. Franz bemüht sich um Toleranz. Auch Scharf ist nebenbei verheiratet, zwei Kinder. Wie es aussieht, übt er sich in Vorsicht; vielleicht ist er auch der übliche Spröde. Hilde macht sich hübsch für ihn, versichert: »Ich bin kein Liebchen, das man verstecken kann.« Aber inzwischen ist Scharf auch mit dem Schmutz der *SPÖ*-Bosse beworfen worden und gilt als Aussätziger, den man folglich zu meiden hat. Die Zerrissenheit von Hilde Krones erwähnte ich bereits.

Kommunist Erwin Scharf wurde noch alt. Dagegen sind von Franz Krones im ganzen Internet noch nicht einmal die Lebensdaten zu bekommen. Dabei war Franz ein wichtiger linker Aktivist gewesen. Als Mitarbeiter des Blattes *Informationsdienst der SPÖ* und Bildungsobmann im Wiener Stadtbezirk Ottakring stand er der oppositionellen

Gruppe um seine Ehefrau nahe. Als der *ID* im Herbst 1946, wohl von rechts her, eingestellt wurde, verlor die Opposition eine wertvolle Plattform. Aber von Franzens Verbleib (nach dem Selbstmord) erfährt man nichts mehr. Ein »altlinker« Freund aus Wien teilt mir immerhin auf Anfrage mit, nach seinen Erkundigungen war Hildes Gatte Franz, als Ingenieur, bei der Wiener Stadtverwaltung angestellt. Nach dem Krieg habe er dort noch Karriere gemacht. Jede politische Betätigung habe er sich spätestens ab 1950 verkniffen.

∞ Verfaßt 2022

* <http://www.dasrotewien.at/seite/krones-hilde-geb-handl>, o. J.

** Doris Ingrisch, »Ohne Kompromiß«, in: *Die Partei hat mich nie enttäuscht ... Österreichische Sozialdemokratinnen*, Hrsg. Edith Prost, Wien 1989, S. 288–338

Auf den Bühnen hatte sich der Wiener Theatermann **Ferdinand Raimund** (1790–1836) keineswegs als Stümper erwiesen, nur genügten ihm seine Erfolge nie. Als Schürzenjäger etwa betörte und band er eine Reihe von Damen, wurde jedesmal rasch eifersüchtig und streckenweise handgreiflich – und beklagte einmal mehr die Zertrümmerung seines Ideals von Liebe durch die schnöde Wirklichkeit. Auch als Hypochonder hatte er große Erfolge, wie seine häufigen Leiden an den eingebildeten Gefahren oder Krankheiten und nicht zuletzt sein bühnenreifes Ende bewiesen. Vor allem aber grämte sich der von Natur aus schwermütige Künstler darüber, immer nur in komischen Rollen oder mit Komödien zu gefallen, wäre er doch viel lieber Tragöde gewesen. Mehrere Stücke Raimunds, voran *Der Bauer als Millionär*, uraufgeführt 1826, und *Der Alpenkönig und der Menschenfeind*, 1828, rissen die Massen von ihren Sitzen. Für Egon Friedell* wurzelte der Landsmann und Berufskollege im Barock. »Sein Feenreich ist aus Zuckerguß und Terracotta, erinnert an die billigen Waren, die die italienischen Figurinihändler in seiner Vaterstadt feilboten, und an die süßen glitzernden Kunstwerke des Konditorgewerbes, dem er in seiner Jugend oblag, rührt aber gleichwohl durch eine bestrickende Vorstadtnaivität; und seine charakterkomischen Schöpfungen, gesteigerte und verklarte Typen seines Heimatbodens, Volkshelden aus einer Art Wiener Walhall, sind unübertrefflich.«

Ab 1834 zieht sich der mehr oder weniger lebensmüde Künstler weitgehend auf seinen Landsitz in Gutenstein bei Wien zurück. Seine Unzufriedenheit schlägt in Verbitterung um, weil er mitansehen muß, die Konkurrenz (Nestroy!) überrundet ihn. Dann

kommt der angebliche »Hundebiß«, so die Formel in fast sämtlichen Quellen. Man muß dazu wissen, Hasenfuß Raimund hatte zeitlebens eine spezielle Furcht vor Tollwut genährt. Hut ab vor seinem Mut, wenn er trotzdem einen Hofhund hielt. Allerdings wurde Raimunds Hand Ende August 1836 laut Constantin von Wurzbach** vom Hund nicht mehr als »geritzt«. Nach einer kurzen Reise zurückgekehrt, erfuhr der Hausherr jedoch, der Hund habe ein Mädchen gebissen und sei, der Tollwut verdächtig, erschossen worden. Das Tier habe außerdem die »Verwüstungen« im Garten angerichtet, die Raimund erblicken mußte – oder erblicken wollte. Jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: er stand dem Tod auf der Schippe! Er jagte sofort nach Wien zum Arzt, mußte freilich, da keine Kutsche aufzutreiben war, in Pottenstein übernachten. Dort, im Gasthof, überwältigte ihn die Angst vor einem Leben in Tollwut. Als seine Gefährtin Toni, die ihn begleitete, einmal um ein Glas Wasser aus dem Zimmer ging, schoß sich der 46jährige mit seiner Pistole, die er stets mit sich führte, in den Mund. Allerdings hatte er diesen Schuß schlecht gesetzt. Deshalb hieß es noch für rund eine Woche dahinsiechen, ehe ihn der Tod von aller Hypochondrie erlöste.

Da hätte man sich gewünscht, die etwa gleichaltrige Diva Edith Piaf hätte sich 1958*** einem Reporter gegenüber die Bemerkung verkniffen: »Falls ich eines Tages nicht mehr in der Lage sein sollte zu singen, erschieße ich mich einfach, glaube ich.« Zum Glück ließ sie es nicht darauf ankommen; sie erlag fünf Jahre darauf, mit 47, dem Krebs und noch ein paar anderen Krankheiten. Allen Leuten, die immer mutig den Kriegsdienst verweigert haben oder die nie oder selten in Unterweltkreisen verkehren, dürfte es bereits schwerfallen, an Schießunterricht und an eine geeignete Waffe zu kommen. Hält man sich aber eine solche, ist die Gefahr, sie schon Monate oder Jahre vor dem eigenen Selbstmord, ob kaltblütig oder tollwütig, auf jemanden anders zu richten, nicht eben gering. Oder verfrüht auf sich selbst, sodaß man sich, wenn nicht der Chance auf ein Wunder, doch um Jahre des Haderns, des Zweifels oder des Hoffens beraubt. Man weiß es ja, »Gelegenheit macht Diebe«, und der Besitz einer stets gut geölten Schußwaffe ist im Falle leicht aufbrausender Menschen schon die halbe Garantie dafür, als Mörder oder Totschläger im Knast zu landen. Gewiß verhält es sich mit dem primären menschlichen Geschlechtsorgan ähnlich, nur kann man es, um diese Gefahr zu bannen, nicht kurzerhand verkaufen oder in den nächsten Fluß werfen.

Ich erwähne nur nebenbei einen Berufskollegen und Landsmann Raimunds, der ähnlich stümperhaft zu Werke gegangen sein soll: **Ferdinand von Saar** (1833–1906). Laut Hans-Albrecht Koch (NZZ 2006) schoß sich der krebskranke und niedergeschlagene 72jährige unglücklich genug in die Schläfe, um noch einen ganzen Tag mit dem Tod ringen

zu müssen – und dies, obwohl er beim Schuß vor einem Spiegel gesessen habe und ja überdies kaiserlicher Offizier gewesen sei, immerhin Leutnant.

Im April 1943 wirft sich **Myrtek Stanowitsch**, Anfang 20, wegen Drohungen des Nazi-Ortsgruppenleiters, er werde gemeldet und folglich erschossen, bei Metz vor einen Zug.* Der polnische Kriegsgefangene und »Fremdarbeiter« im Saarland hatte wohl einst Elektriker gelernt. Sein Vergehen: »Rassenschande«. Stanowitsch hat nämlich **Aline Söther** geschwängert, geboren am 10. September 1923. Die Landwirtschaftshelferin und Tochter eines einheimischen, wenn auch kommunistischen Bergmanns liebt ihn sogar, heißt es. Aber es ist verboten. Und bald nach dem Unglück und der Geburt ihrer Tochter Rita (die zu den Großeltern kommt) wird Söther nach Ravensbrück verschleppt, wo sie 1945 mit erst 21 Jahren umkommt, angeblich durch Typhus. In Wahrheit sei sie, kurz vor der Befreiung des KZs, von SS-Schergen erschossen worden, behauptet die *Saarbrücker Zeitung* 2015.** Im selben Jahr wurde in Söthers Heimatdorf Beckingen ein Platz nach ihr benannt.

Zwar erwähnt die Lokalpresse anläßlich der Platzeinweihung auch eine Enkelin Söthers, sogar namentlich, doch mein Versuch, mit dieser ins Gespräch zu kommen, scheitert. Ich fürchte allerdings, die Enkelin hätte ebenfalls keine Einzelheiten über das Temperament, die Wünsche und die Liebe der Bergmannstochter gewußt. Solche Opfer: Bergmannstöchter und radbrechende Elektriker, sind der Welt meistens nicht sonderlich wichtig. Dafür gibt es über den DDR-Bergmann Adolf Hennecke Literatur in Förderturmhöhe, wie ich stark vermute. Über Söthers Geliebten Stanowitsch scheint die Nachwelt noch nicht einmal einen Teelöffel voll zu wissen. Hat er aber Glück, wird er im Saarland noch als zukünftiger Held ausgegraben, weil er immerhin kein Russe war.

Es liegt mir freilich fern, Stanowitsch beleglos zu verklären. Zum Beispiel könnte ja geargwöhnt werden, er habe Söther glatt im Stich gelassen – und gleich auch noch mit einem Kind. Nebenbei spricht der noch heute beliebte »Schienensuizid« auch nicht unbedingt für Stanowitsch. Ob die beiden eine Flucht oder einen sogenannten Paarselbstmord erwogen, wissen wir nicht. Beides wäre kaum verblüffend gewesen, weil auf Söthers »Vergehen« schließlich bekanntermaßen KZ stand. Ich selber wälze die Frage, *wie* ich mich im Ernstfall am besten umbringen könnte, seit Jahren um und um. Mit Aline hätte ich vielleicht sogar meiner Höhenangst getrotzt. Man erklimmt nach Schichtende gemeinsam den erwähnten Förderturm, nimmt sich oben bei der Hand und macht am besten die Augen zu. Vielleicht noch ein letzter Kuß – und dann auf Wiedersehen!

Was denn ein Ernstfall wäre ..? Na, ich denke etwa an die Gründung eines grünen *BDM* (Bund Deutscher Mädels) durch dessen zukünftige Generalsekretärin Annalena Baerbock.

∞ Verfaßt 2023

* Margit Stark, https://www.saarbruecker-zeitung.de/saarland/merzig-wadern/beckingen/gedenken-an-verfemte-liebe_aid-1589959, 10. September 2015

** Norbert Becker, »Zum Gedenken an NS-Opfer«, *Saarbrücker Zeitung*, 14. September 2015

Der Schriftsteller **Ernst Toller**, am 1. Dezember 1893 als Sohn jüdischer preußisch-polnischer Kaufmannsleute geboren und nach Ernüchterung im Ersten Weltkrieg zunächst auf führenden Posten der linksradikalen »Münchener Räterepublik« aktiv, wurde nicht eben alt. Er erhängte sich im Mai 1939 unmittelbar nach Francos Madrider Siegesfeier in seinem Hotelzimmer in New York City. Er war 45. Er hatte von seinem Exil aus (seit 1933 in der Schweiz, um 1937 Nordamerika) unermüdlich für antifaschistische Projekte gewirkt, voran zur Unterstützung des republikanischen Spanien. Toller habe sich »in völliger Verzweiflung über die Trägheit der demokratischen Welt und die Brutalität der faschistischen Führer« umgebracht, schreibt Berufs- und Gesinnungsgenosse Gustav Regler später in seinen Erinnerungen.* Aber das dürfte wieder einmal nur ein Viertel der Wahrheit gewesen sein. So war es Toller trotz seines Namens mißlungen, in England als Dramatiker, in Hollywood als Drehbuchautor Fuß zu fassen. Ferner hatte ihn (1938) gerade seine erheblich jüngere Ehefrau verlassen, die Schauspielerin Christiane Grautoff, die ihm durch einige Jahre hinweg eine große Stütze gewesen war. Nun war ihr die Bürde »Toller« wohl zu schwer geworden; man kann es ihr schlecht verdenken. Toller kam nämlich kaum mehr aus seinen zunehmend von Schlaflosigkeit begleiteten »Depressionen« heraus. Laut Wolfgang Frühwald hatte er sich schon um 1935 in London in psychoanalytische Behandlung begeben, bis ihn diese »Krankheit« wenige Jahre später »überwältigt« habe. So dürfte der Madrider Fanfarenstoß Tollers ganzes Elend und seinen Griff zum noch zu musternden Strick »lediglich« beschleunigt haben.

Obwohl laut polizeilichem Steckbrief von 1919 eher schwächling und keine 1,70 groß, war Toller sicherlich ein anziehender Mann. Der Verleger Fritz H. Landshoff**, mit dem Toller auch befreundet war und streckenweise (in Berlin und Amsterdam) eine Wohnung teilte, bescheinigt ihm einerseits große Güte, Hilfsbereitschaft und neben einem »oft kindlichen Sinn für Humor« eine »leidenschaftliche Hoffnung auf eine bessere Welt«.

Andererseits sei freilich auch Tollers Eitelkeit nicht zu übersehen gewesen, »deren er sich so durchaus bewußt war, daß sie beinahe rührend wirkte – seine gelegentliche Freude an der nie versagenden Wirkung seines besonders, nicht nur auf Frauen wirkenden Charmes, der zeitweise die Zweifel, die er an sich selbst hatte, beschwichtigen konnte –, und seine heimliche Liebe zum Luxus, deren er sich ein wenig schämte, weil er sie nie vor seinem Gewissen rechtfertigen konnte.«

Man will es kaum glauben, daß dieser Mann dereinst, bis 1924, geschlagene fünf Jahre in bayerischen Gefängnissen gesessen hatte, und das zu einem guten Teil auch noch freiwillig – falls er als Autobiograph nicht ein wenig schöngefärbt hat. Die fünfjährige Haftstrafe hätte sich sogar sehr leicht durch ein Todesurteil erübrigen können. Sie war eine Folge von Tollers »Rädelsführerschaften« in jener kurzlebigen Münchener Räterepublik, die er später klipp und klar als »Fehler« bezeichnete. In dieser Haftzeit erscrieb er sich seinen Ruhm als bekanntester, noch vor Kollegen wie Brecht, Kaiser, Sternheim gefeierter Dramatiker der Weimarer Republik. Jeder wird den einen oder anderen Titel schon einmal gehört haben, *Masse – Mensch* etwa, ein Stück, mit dem Toller seine Zelle hätte aufwischen können, so sehr trieft es von Pathos, oder *Hoppla, wir leben!* von 1927. Diese damals viel Aufsehen erregende Revue um eine gescheiterte Revolution und die Charakterruinen, die sofort von den Barrikaden auf die siegreiche Seite wechseln, ist ungleich genießbarer, weil sie sich aller Durchhalteparolen und eines »Happy Ends« enthält. Karl Thomas, der aus einer Irrenanstalt entlassene Ex-Revolutionär, läßt als Hilfskellner des Grand Hotels in letzter Sekunde seinen Plan fallen, den Arbeit verräter und Minister Wilhelm Kilman zu erschießen – stattdessen geht aber das Licht aus und der Schuß wird trotzdem abgegeben, nur von einem anderen, vaterländisch gestimmten Attentäter. Nun wird der Mord prompt Thomas angehängt, zumal er seine Absicht dazu beim Verhör nicht verhehlt. Selbst seine Ex-Genossen schenken seinen Beteuerungen, ein anderer habe geschossen, keinen Glauben. Im Gefängnis macht dann zwar noch die Nachricht die Runde, der wahre Täter sei gefaßt worden, Thomas somit unschuldig, aber da ist es zu spät, weil sich dieser in seiner Verstörtheit und Verzweiflung in seiner Zelle erhängt hat. Damit hätte mancher hellsichtige Mensch errathen können, wie es 12 Jahre später dem Dramatiker selber ergehen würde.

1933, schon auf dem Sprung ins US-Exil, legte Toller mit Hilfe seines Freundes Landshoff seine unbedingt empfehlenswerten Jugenderinnerungen vor.*** Darin behauptet er, in seiner Häftlingszeit habe er eine vielversprechende Fluchtmöglichkeit im Verein mit einem Freund und vermittels eines Zahnarztbesuches nach langen quälenden Abwägungen ausgeschlagen, weil er die Arbeit an seinem Drama *Hinkemann* nicht

unterbrechen wollte. Der Freund nimmt die Möglichkeit wahr und entkommt. Darauf habe das Justizministerium Reisen zum Zahnarzt umgehend verboten. In diesem Zusammenhang äußert sich Toller auch zu der Begnadigung, die man ihm 1919 bereits nach sechs Monaten Haft angeboten hatte. »In Berlin wurde mein Drama *Die Wandlung* gespielt, mehr als hundertmal, der bayerische Justizminister wollte eine Geste der Großmut zeigen und mich freilassen. Ich verzichtete auf den Gnadenakt, ihn annehmen, hieß die Heuchelei der Regierung unterstützen, es widerstrebte mir hinauszugehen, während die Arbeiter weiter gefangen bleiben sollten.«

Vor dieser Weigerung muß man sicherlich den Hut ziehen, wenn auch der Vorfall mit dem Zahnarzt zeigt, daß sie wahrscheinlich kein Akt reiner Selbstlosigkeit war. Schließlich kam Toller jetzt zum nahezu ungestörten Schreiben. Und zudem hatte er vermutlich auch seinen Genuß an dem Ruf als unbeugsamer Freiheitskämpfer. Das sollte ihn freilich noch in die Zwickmühle führen, wie Landshoff erkannte. »Der Gefangene hielt ganz Deutschland in Atem – der Freigelassene war seiner Märtyrerkrone beraubt und einer strengen Kritik unterworfen.« Aus diesen Schattierungen machte Toller aber keinen Hehl. Nach meinem Eindruck war er ein ungewöhnlich ehrlicher und selbstkritischer Revolutionär und Schriftsteller, wie gerade auch sein gut geschriebenes Erinnerungsbuch bezeugt. Darin stellt er sogar einmal ausdrücklich heraus, wie oft die Motive eines Aufbegehrenden heillos vermischt und letztlich undurchschaubar seien, auch für diesen selbst. Eben deshalb, sage ich nur nebenbei, sind sie auch oft die Quellen des Umfallens oder Verrates. Beim Rebellen spielten »Gefühle, Begierden, Erinnerung, ja vielleicht die Sonne, der Sturm, eine Speise, ein Getränk, die Ahnen« mit, erläutert Toller. Dem Knaben Ernst im posener Landstädtchen Samotschin legt er in den Mund: »Alle Erwachsenen sind schlecht, alle. Sie sind stärker als wir, aber man kann sie überlisten, wenn man schlau ist. Unsere Räuberbande ist schlau. Ich bin der Hauptmann.«

In der Münchener Räterevolte hat dann die Schlauheit versagt. Tollers Gegenspieler Genosse Eugen Leviné, gleichsam über Nacht aus Berlin angereist, führt bereits den kommunistischen Zickzackkurs vor, den die *KPD* während der gesamten Weimarer Republik an den Tag legen wird. Nicht der hehre Zweck bestimmt die Mittel, sondern das kaltblütige Pokern um die Macht. Gleichwohl beklagt Häftling Toller, in Freiheit noch Vorsitzender der Münchener *USPD*, die Hinrichtung Levinés, die er einen Justizmord nennt, ganz unmißverständlich. Die Grausamkeiten und Demütigungen seitens der siegreichen Gegenrevolution, die Toller ausbreitet, sind kaum zu fassen. Aber gegen Ende seines Buches kommt er auch noch einmal auf die Zwiespältigkeit der Haft zurück. Kurz vor der Entlassung stehend, habe ihn jäh die Angst vor der neuerlichen Freiheit angefallen.

Er sei sogar nahe daran gewesen, sich umzubringen. Trotz vieler Schikanen, die er erdulden mußte, habe ihn das Gefängnis doch immerhin versorgt und geschützt. Jetzt drohten ihm neue Kämpfe; auch hätten Tausende Erwartungen an ihn, die er vielleicht nicht erfüllen könne. Diesen Anfall überwand er zunächst.

Was Tollers Exiljahre angeht, spricht Landshoff von einem »manisch-depressiven« Krankheitsbild. Das paßt ja recht gut zu den Schwankungen, die ich bereits gestreift habe. Es paßt auch zu der Sache mit dem Strick. Während die eine Quelle von Tollers Bademantelgürtel, die andere von der Seidenkordel seines Nachthemdes spricht, soll es nach Landshoff ein stinknormaler Strick gewesen sein. Toller habe Christiane ausdrücklich angewiesen, diesen Strick, »den er auf Reisen, besonders in den letzten Jahren, immer bei sich haben wollte«, beim Kofferpacken nie zu vergessen, teilt der Freund mit. Vielleicht wird die Frage des Selbstmordgerätes stets ungeklärt bleiben. Nur eins steht fest: Toller packte seinen Koffer offensichtlich nie eigenhändig. Dafür war er vielleicht schon zu zerrüttet.

∞ Verfaßt 2023

* *Das Ohr des Malchus*, Köln 1958, S. 509

** *Amsterdam, Keizersgracht 333*, Querido Verlag, Berlin 1991, S. 112–18 + 121

*** *Eine Jugend in Deutschland*, Amsterdam 1933, hier Stuttgart (Reclam) 2011, zur Haft bes. S. 220/21 + 234, mit umfang- und aufschlußreichem Anhang von Wolfgang Frühwald

Die bayerische lesbische Autorin und Künstlerin **Gita Tost** (1965–2000), Streiterin für Gleichstellung alternativer Beziehungsformen, endete als Selbstmörderin. Neben seiner Angst vor dem Tod – die ist natürlich die höchste – hat der verantwortungsbewußte Selbstmörder mindestens drei Hürden zu nehmen. Sie betreffen den Zeitpunkt, den Tatort und das Mittel. Zum ersten kann er sich seinen Selbstmord abschminken, wenn er damit wartet, bis er das große Zittern hat, blind ist oder vom Kopf her nichts mehr auf die Reihe bringt. Zumindest sollte er beizeiten seine Vorbereitungen treffen. Zweitens hat er einen Tatort auszuwählen, der seinen Freunden und seinen Mitbürgern möglichst wenig Ungelegenheiten bereitet. Sich um Mittag vom Kirchturm auf den Marktplatz zu stürzen, scheidet also genauso aus wie der viel zu selten gezeißelte grobe Unfug, sich vor ein Auto oder eine Lokomotive zu werfen. Nummer Drei betrifft das Mittel, das der Selbstmörder wählt. Es sollte auch ohne Bemühung moderner Verkehrsmittel möglichst verläßlich greifen. Von den Hinrichtungen mit der Giftspritze ist zum Beispiel bekannt, daß es dabei

auch deshalb immer wieder zu ausgefallenen Grausamkeiten kommt, weil die Betäubung vor oder bei der Hinrichtung versagt. Das liegt mal an schlampiger Verabreichung, häufiger aber daran, daß die für den subjektiven Fall angemessene Auswahl und Dosierung der Betäubungsmittel sehr schwierig, im Grunde sogar unwägbare ist. Aber den Deliquenten kurzerhand zu erschießen, und zwar noch im Gerichtssaal unmittelbar nach Verlesung des Todesurteils, kommt zumindest in den Staaten nicht in die Tüte. Es würde den US-Präsidenten und seine WählerInnen zu sehr an die täglichen innen- und außenpolitischen Aktivitäten der Yankees erinnern.

Aus diesen Ausführungen folgt: ein schlecht erwogener und ausgeführter Selbstmord kann leidvoller sein als das Übel, das ihn veranlaßt hat. Das schließt natürlich auch das drohende Scheitern des Versuchs ein sich umzubringen. Neben den ungefähr 800.000 Suiziden jährlich weltweit kommt es nach verschiedenen Schätzungen auch Jahr für Jahr zu mehreren oder gar vielen Millionen Selbstmordversuchen, also zu Fehlschlägen. Und nicht selten haben diese für den Gescheiterten äußerst unangenehme gesundheitliche und soziale Folgen, von Gewissensqualen einmal abgesehen. Konnte er beispielsweise vorher noch durchs Zimmer schlurfen, hockt er nun im Rollstuhl. Und so weiter. Kann er aber doch noch laufen, wird der Gescheiterte, soweit ich weiß, zumindest in Deutschland wegen »erheblicher Selbstgefährdung« sofort in die Psychiatrie gesteckt. Aufgrund seines Suizidversuches wird ihm nämlich eine psychische Erkrankung unterstellt, die zu diagnostizieren, zu bekämpfen und möglicherweise zu heilen ist – wahrscheinlich mit Medikamenten und Methoden, von denen der Gescheiterte bei seinem Suizidversuch nur träumen konnte.

Warum sich Gita Tost in der Nacht vom 12. auf den 13. Januar 2000, wahrscheinlich in oder bei Regensburg, eine Mahlzeit aus Knollenblätterpilzen kochte, bleibt in den vorhandenen Quellen verschwommen wie ein Wald im Nebel. Den Wald scheint sie dann nach der Mahlzeit auch aufgesucht zu haben. Dort habe sie die giftigen Pilze »eigenhändig« gesammelt, schreibt Gitta Schürck.* Tost war wohl auch sonst von der »Magie des Waldes« umspinnen. Für Schürck war sie »eine krätzgurkige, herzensgute Seele«. Sie muß eine harte, leidvolle Kindheit und Jugend gehabt haben, teils in einer »miefigen« niederbayerischen Kleinstadt, stets mit viel ihr angetaner Gewalttätigkeit. Schließlich floh sie aus einer Ehe und versuchte es mit der kämpferischen Kunst.

Als sie, vermutlich nicht mehr bei Sinnen, im Wald lag, kam ein fremder Mann und brachte sie ins Krankenhaus. Eine Woche lang wurde um das Leben der 34jährigen »gerungen«, wie es ja immer heißt. Dann war sie tot. Sie selber hatte womöglich mit einigen Qualen zu büßen; der Steuerzahler dagegen mit vielen Euros für den Medizinisch-Industriellen Komplex.

∞ Verfaßt um 2015

* Gitta Schürck, <https://www.graswurzel.net/gwr/2000/04/eine-welt-ohne-gita-tost-in-eine-anderswelt-mit-gita/>, GWR April 2000

Die schwäbische Schriftstellerin **Emma Waiblinger** (1897–1923), heute so gut wie vergessen, erschießt sich mit 26 in der elterlichen Wohnung in Esslingen aus Gründen, die sich leider auch mit Hilfe zweier immerhin vorhandener Porträts aus der Feder von Kolleginnen^{*/**} nur wenig erhellen lassen. Sie war Tochter eines zur Schwermut neigenden Buchhändlers. Sie selber hatte zunächst, wahrscheinlich verordnet, Kindergärtnerin und Hebamme gelernt. Aus ihrem 1920 in Heilbronn erschienenen Roman *Die Ströme des Namenlos* läßt sich mit Vorbehalt schließen, sie hätte gern Medizin studiert. Der aufmüpfige Geist dieses Erst- und Letztlings soll ihr einerseits Mißbilligung, andererseits Begeisterung »vieler Leserinnen« eingetragen haben. Tatsächlich aber arbeitet sie nach der Veröffentlichung doch wieder als Kindermädchen, diesmal beim Schriftsteller und Arzt Ludwig Finckh am Bodensee.^{***} Eine »heftige Darmerkrankung« zwingt sie zu einem Sanatoriumsaufenthalt. Im Herbst 1923 aus der Schweiz in die Heimatstadt zurückgekehrt, spricht sie von Auswanderungsplänen (Amerika), lernt Englisch, erstet eine Schiffskarte und packt bereits die Koffer – um sich Ende November das Leben zu nehmen.

Bei ihrem sozialen und geschlechtlichen Hintergrund fragt man sich eigentlich schon ganz pragmatisch, ob Emma überhaupt schießen konnte und woher sie die Pistole hatte. Und muß nicht nach der Tat auch Polizei im Haus gewesen sein? Die Kolleginnen verraten es nicht. Ihre Familie habe keine Erklärung für diesen Selbstmord gefunden, schreibt Tietz. Nach einem Bericht von Waiblingers Schwester Elisabeth hinterließ sie auch keine Abschiedszeilen. Dafür habe sich im Ofen die Asche ihres zweiten Buchmanuskriptes gefunden, das dieses Mal einen männlichen Helden haben sollte. Tietz hält es nicht für unwahrscheinlich, Waiblinger sei just in eine solche »Schreibkrise« geraten, wie sie bereits in ihrem ersten Roman geschildert wird. Neben Elisabeth hatte Waiblinger zwei Brüder, wobei der ältere Bruder, Erwin, im Ersten Weltkrieg »fiel«; der jüngere bleibt namenlos. Von einem Porträtfoto blickt uns Emma aus hübschem, leise lächelndem, durch die Wangenknochen etwas slawisch wirkendem Gesicht zum Verlieben an – freilich weiß man als Außenstehender ja nicht, ob sie zum Beispiel nicht hinkte, wenn auch vielleicht »nur« im Gemüt. Über ihr Wesen erfährt man also ebenfalls sehr wenig. Als Hebammenschülerin (in der Tübinger Frauenklinik) soll sie »beliebt« gewesen sein. Ihre Romanheldin, Agnes

Flaig – übrigens braunhaarig, von »geradem«, ansprechendem Wuchs und in vorteilhaftem »Kleidlein« sicherlich »hübsch« anzusehen (S. 238) – hatte mit »heftigen Gefühlen« zu kämpfen. Aber Flaig hat sich *nicht* erschossen, vielmehr zuletzt an die normale Welt angepaßt.

Waiblingers Roman, übrigens »Ludwig und Dorle Finckh gewidmet« und 1921, *dnb* zufolge, immerhin in zweiter Auflage »4. bis 5. Tsd.« erschienen, ist in der wenig distanzierenden Ich-Form erzählt. Das würde zum Versuch einer jungen Autorin passen, sich über ihren eigenen Werdegang Rechenschaft abzulegen – und ihn dabei selbstverständlich mit einer gesellschaftsfähigen Lösung zu krönen, die ihr selber, außerhalb des Romans, vermutlich oder sogar offensichtlich verwehrt war. Ihre Agnes »kommt an«, wenn ich ein Modewort meiner Zeit benutzen darf. Sie kommt im schwäbischen Mittelstand und im schwäbischen Mittelmaß an. Das auf Ordnung, Sauberkeit, Fleiß und Tugend pochende Hausmütterchen in der jungen Frau siegt über die mal rebellisch, mal schwermütig gestimmte, jedenfalls stets leidenschaftlich glühende Dichterin in der jungen Frau. Als solche hätte sie gern die ganze Welt umspannt. Mit einer dicken Buche am Waldrand war ihr dies einmal als Schulmädchen unter gewaltigem Knacken der Handgelenke gelungen, doch was die Welt betrifft, erwies sich diese dann doch als gar zu übermächtig. So kriecht Agnes zu Kreuze und geht die Ehe mit dem dicken Buchhändler Adolf ein.

Ich wäre nicht verblüfft, wenn die junge Frau Waiblinger die Wonnen sexueller Ekstase nie erfuhr, bevor ihre Pistole krachte und sie, statt nach Amerika, ins Jenseits beförderte. Das Liebesverlangen von Agnes ist riesig, bleibt jedoch an schwärmerischen Beziehungen zu verschiedenen verehrten Mädchen, Frauen, Herren und zum Gymnasiasten Gottfried stehen, der wohl noch rechtzeitig, ehe etwas hätte »passieren« können, durch eine tödliche Krankheit aus dem Verkehr gezogen wird. Daß sie jene Wonnen dann wenigstens noch mit ihrem Gatten erfahren wird, halte ich für sehr unwahrscheinlich. Das Los von vielen Millionen unterdrückter Frauen allein in Mitteleuropa muß vor dem Anbruch der angeblichen Goldenen Zwanziger Jahre furchtbar gewesen sein.

Als Autorin sucht Waiblinger in einer schlichten, etwas unbeholfenen und entsprechend wortarmen Sprache Verständnis, die zumindest über weite Strecken durchaus anrührt. Waiblinger ist auch selten geschwätzig; sie muß sich zur Mitteilung überwinden. Mit ihrer auffallenden, möglicherweise urschwäbischen Verniedlichungssucht (sie freut sich ausschließlich über »Kleidlein« oder aus der Küche aufsteigende »Gerüchlein«) versöhnt eine sanfte Ironie, die sich selbst bei jener Schreibhemmung der designierten Romanschreiberin Agnes bewährt, die diese dann in Adolfs von einem Schlag Kinder durchtobten »verkommenen« Haushalt führen wird. Der zu Herzen gehende Tonfall der

gebeutelten Himmelsstürmerin hat mich wiederholt an Meta Scheele erinnert. Mit dieser teilt Waiblinger auch den unpolitischen Zug. Von sozialem Aufrührertum kann nicht die Rede sein. Es ist schon viel, wenn sich das Schulmädchen Agnes mit ihren Freundinnen für die vagabundisch angehauchten biedermeierlichen Werke des badischen Schriftstellers Victor von Scheffel erwärmt, gestorben 1886. Buchen und Kuchen ja, aber Fabriken und Kanonen kennt sie nicht.

Tietz streicht allerdings Waiblingers ungewöhnliches Pochen auf Frauenbildung heraus, die Chance auf eine literarische Laufbahn eingeschlossen. Dieses Feld war ja damals in der Tat fast allen niederen wie höheren Töchtern noch nahezu verschlossen. Sie hatten Dienstmädchen oder Hausfrau und Mutter zu werden. Das schmeckte Waiblinger gar nicht; wohl deshalb gab sie etlichen Heiratskandidaten, die sich Tietz zufolge um sie bemühten, Körbe. Tietz weist auch darauf hin, daß Alter ego Agnes ihren Schreibgelüsten keineswegs als »Jugendtorheit« abgeschworen hat; sie verspüre sie am Ende des Romans nach wie vor, habe sie lediglich tief in ihr Innerstes versenkt. Hier liegen »Triebverzicht« und »Verdrängung« auf der Hand, um mit dem damals aufsteigenden Sigmund Freud zu sprechen. Dennoch kommt es mir ähnlich ablenkend, jedenfalls zu kurz gegriffen vor, den tragenden, vermutlich krank oder selbstmordreif machenden Konflikt, wie Tietz, mit dem Widerstreit zwischen »traditioneller Frauenrolle« und »schriftstellerischer Existenz« zu benennen. Wahrscheinlich hätte sich eine Unterstützung genießende und erfolgreiche Schriftstellerin Waiblinger nur etwas später umgebracht, mit 35 oder so. Trifft dieser Verdacht zu, saß der Wurm in ihrem grundsätzlich zerrissenen, für Befriedung ungeeigneten Gemüt.

Ihr schönstes dramaturgisches Glanzlichtlein setzt Autorin Waiblinger leider ausgerechnet bei der Herbeiführung des Happy Ends. Adolf war ursprünglich mit Margret verheiratet, einer älteren Schwester von Agnes, der Agnes nun im »chaotischen« Haushalt zu helfen versucht. Auf Margret wälzt Waiblinger die »schlampige« Hälfte ihres Wesens ab – prompt muß die liebe Schwester dann auch, wie Gottfried, durch Krankheit vorzeitig in den Sarg wandern. Kaum ist Margrets Leiche erkaltet, erlaubt sich Adolf harmlose Anzüglichkeiten und bringt sogar einen Heiratsantrag vor. Agnes ist empört, schmeißt ihre Sachen in den Koffer und verläßt das Haus. Da pfeift es in ihrem Rücken durch die Luft: Der stets zum Scherzen aufgelegte Adolf, der oben im erleuchteten Fenster grinst, hat ihr – »die hast du vergessen« – ihre eigenen Pantoffeln nachgeschmissen! Sie klatschen aufs Pflaster, und Agnes zeigt ihnen selbstverständlich die kalte Schulter. Doch ein paar Monate später reist sie reumütig wieder an. Nachdem sie die Treppen bewältigt hat und klopfen-den Herzens ins Canossa der buchhändlerischen Wohnung eingetreten ist, streckt ihr

Adolf, der übermütige beleibte Spitzbube, ihre Pantoffeln entgegen: »Ich habe sie damals wieder von der Straße herauf geholt und sie dir aufgehoben; ich wußte ja, daß du wieder kommen würdest.« Da wurde Agnes rot und sah zu Boden. (257)

∞ Verfaßt 2018

* Rosemarie Tietz: *Anne Schieber, Emma Waiblinger, Isolde Kurz. Drei Schriftstellerinnen in Esslingen am Neckar*, Esslingen 1987, S. 23–42

** Irene Ferchel über Waiblinger in: *Literarische Spuren in Esslingen*, 2003, S. 133–35

*** Bei Tietz bleibt Finckh unerwähnt. Den Nachschlagewerken zufolge ist der Mann erst im hohen Alter gestorben, 1964, wenn auch leider als Nazi, wie zu fürchten ist. Da er fleißiger Briefeschreiber war, bat ich das Reutlinger Stadtarchiv um Auskunft und erhielt den Bescheid, in Finckhs Korrespondenz fänden sich keine nennenswerten Erwähnungen der Emma Waiblinger.

Der Japaner **Mishima Yukio** (1925–70) war Schriftsteller, vor allem jedoch, auch laut *Brockhaus*, »Führer einer nationalistischen, paramilitärischen Gruppe«. Er habe rituellen Selbstmord begangen (Seppuku). Näheres verrät das Internet. Danach konnte Mishima der literarische Ruhm, den er bereits genoß, keineswegs genügen. Als Kind war er teils verzärtelt, teils gedemütigt worden. Wohl von daher entwickelte er, neben dem Trieb zu schreiben, auch eine Leidenschaft für Schauspiel, Kampfsport und Homosexualität. Schließlich bildete er, vornehmlich aus Studenten, eine *Schildgesellschaft*, nämlich eine Art kleines, angeblich 80 Mann starkes Freikorps, das er persönlich trainierte. Am 25. November 1970 begab er sich mit lediglich vier Getreuen ins Tokioer Hauptquartier der Armee, drang unter dem Deckmantel eines Besuchstermins bis ins Büro des diensthabenden Kommandanten vor und erklärte diesen, General Mashita, zur Geisel. Dann trat der 45jährige berühmte »Dichter« und Schwertträger [<https://ihavelivedformyart.tumblr.com/post/126624852674/cruiseorbecruised-mishima>] auf den Balkon hinaus, wettete gegen den Parlamentarismus und forderte die Wiedereinführung der Monarchie. Wie sich rasch zeigte, wollten das weder die im Hof anwesenden Soldaten noch die aufsteigenden Hubschrauber, die vorsorglich Lärm machten. Der Held ging wieder hinein.

Allerdings hatte Mishima mit diesem Fehlschlag seines »grotesken Staatsstreichs« gerechnet. Von daher nahm er auch seinen Selbstmord keineswegs »spontan« vor.* Er veranstaltete nun in der besetzten Kommandatur und offenbar vor den Augen des gefesselten Generals gemeinsam mit seinem erst 25 Jahre alten Vertrauten **Masakatsu Morita** (1945–70), der auch sein Geliebter war, jenen *Seppuku*. Zu dieser Sitte, die

vorwiegend im alten japanischen Kriegeradel beliebt war (unter den »Samurai«), erläutert *Brockhaus* in Band 20, neben der Selbsttötung habe sie den Erweis von Mut, Selbstbeherrschung und Reinheit der Gesinnung bezweckt. So konnte sie »der Wahrung der eigenen Ehre, der Rettung vor Gefangenschaft oder Strafe, dem Loyalitätsbeweis gegenüber dem eigenen Herrn oder dem Widerstand gegen politische Herrschaft dienen.« Was die Ausführung angeht, kommt es anscheinend zunächst darauf an, sich im Sitzen den Bauch aufzuschlitzen. Dann läßt man sich von einem Getreuen (»Sekundanten«) blitzschnell enthaupten. Im vorliegenden Fall scheint es ein paar Pannen gegeben zu haben*, aber darauf kommt es wohl nicht an. Zwei Krieger hatten sich jedenfalls »entleibt«. Man muß sich das Blut, die Gedärme, den Kot und den Urin auf dem doch ziemlich erlauchten Linoleum des Hauptquartiers ausmalen, dann begreift man, daß Mishima ein rechter Happening-Künstler war, der die Ästhetik mit der Politik und der Gosse zu verbinden verstand. Im Westen firmiert dieses Happening meist als *Harakiri*.

Für die juristische Verteidigung der übriggebliebenen und natürlich verhafteten drei Getreuen soll Mishima fürsorglich Geld hinterlegt haben. Er galt sowieso als reich. Von seinem großartigen Seppuku-Abgang hatte er den meisten Quellen zufolge seit Jahren geträumt. Was General Mashita angeht, nehme ich an, er wurde zunächst einmal in die Obhut eines Militärpsychologen gegeben, bevor man ihn zur Sau machte. Dazu sagt das Internet nichts.

∞ Verfaßt 2019

* Konrad Muschg, <https://www.srf.ch/kultur/literatur/seltsamer-suizid-vom-staatstreich-zum-selbstmord-die-geschichte-des-yukio-mishima>, 25. November 2016